

**Matt Elliott**

**Failing Songs**

Nach den deprimierend-schönen „Drinking Songs“ hat der in Frankreich lebende Songwriter Matt Elliott, der früher als Third Eye Foundation und kurz auch mit Movie-tone Platten machte, nun eine nicht minder betörende Schwermutsplatte gemacht: „Failing Songs“, den zweiten



Teil seiner in Ästhetik von Pariser Bohème und slawischer Folklore inspirierten Trilogie. Doch es ist nicht die übliche Songwriter-Schwermut, die ihn hier befällt, das Scheitern des Einzelnen ist hier immer ein durch Struktur, System und Politik vermitteltes. Die Musik steckt voller Melancholie, die den zynischen Zorn der Texte nicht immer überdecken kann: „When people ask me I always say/ That targeted assassination is the only way.“ So würde Sven Regener klingen, wenn er damals in der Schule die K-Gruppen ernster genommen hätte. (Cic d'ailleurs/Cargo) ★★ ★1/2

**Maps**

**We Can Create**

Der Brite James Chapman versucht, das Shoegazing ins elektronische Zeitalter zu überführen. „Shoetronica“ nennt ein britisches Webmagazin den Träumerle-Pop auf „We Can Create“. Man könnte es auch Tagesdecken-Gazing nennen, denn Chapman ist solitärer home-recording artist. Das „we“ im Albumtitel ist nur Kulisse, die er allein hin- und herschieben muss. Das macht er anfangs ganz gut. Auch wenn Synthies nicht die gleiche hypnotische Kraft haben wie die Gitarren der Vorbilder My Bloody Valentine oder Lush, wirkt auch „We Can Create“ erst, wenn man es so richtig aufdreht. Leider gehen Chapman etwa nach der Hälfte des Albums die Ideen aus. (Mute/EMI) ★★ ★

**Iron Hero**

**Safe As Houses**

Immer wieder erwischt man sich dabei, wie die Gedanken vom gähnend langweiligen Indie-Gitarren-Rock auf „Safe As Houses“ abdriften – und wenn man wieder hinhört, denkt man, jemand hat die Platte gewechselt, weil plötzlich geschmeidiger Post-Rock durch die Kopfhörer fließt. Aber dann erhebt ein Sänger mit dem sagenhaften Namen Sam Gunn wieder seine pathosbelegte Stimme, und man ist zurück in Schlummerland. Erscheint bei Stagnation Records. Sehr lustig. (Stagnation/Alive) ★★ ★1/2

**Trembling Blue Stars**

**The Last Holy Winter**

Es war alles etwas zu harmlos und lieblich auf den letzten Alben der Trembling Blue Stars, da reist einen das dichte Eröffnungsstück des neuen Albums, „By False Lights“, regelrecht aus der Ignoranz, doch danach fallen die Stars wieder in altbekannte Muster zurück, das deutschsprachige „Schnee Gletscher Eis“ ist immerhin eine Neuerung, denn präventiv waren die Stars bisher nie. Gefälligen Jingle-Jangle-Pop wie „November Starlings“ hat Robert Warren mit Field Mice in den Neunzigern überzeugender hinbekommen. Das elegische „Statue To Wilde“ versöhnt ganz am Ende wieder ein bisschen und erreicht fast die Klasse des ersten Stücks. (Elefant/Rough Trade) ★★ ★1/2

**Mick Turner/Tren Brothers**

**La Vida**

Eine Zusammenstellung von raren Stücken, die Mick Turner allein oder mit Jim White unter dem Moniker Tren Brothers aufnahmen und auf Singles und Compilations veröffentlichten. In „Swing Part 1 & 2“ sorgt Jessica Billey als Gast an der Geige für Dirty Three-Atmosphäre, Turner zitiert dazu Gun Clubs „Lucky Jim“, und White swingt unnachahmlich frei dazwischen. Der Rest der insgesamt 14 ungemein dichten Instrumentalstücke kommt mit Duo- oder Solobesetzung aus. Ein mystischer blau schimmernder Wald, der ein weites Terrain von Giant Sand bis zum dritten Soft Machine-Album überdeckt. (Domino/Rough Trade) ★★ ★★

auf. Sein Album will er im UK als Beilage der „Mail On Sunday“ verschenken, auch Konzertgäste kriegen es umsonst. Prince ist heute eine Kombination aus SZ-Mediathek, Pay-per-View und Oldie-Bädertournee, und eine Platte wie „Planet Earth“ sieht er offenbar mehr als einen Werbeartikel. Es würde mich wenig wundern, wenn sie in 20 Jahren sagen würden, dass der lila Lord auch diesmal wieder der ganzen Popindustrie gedanklich zehn Meilen voraus war. Zumind. strategisch.

Das ändert nichts daran, dass die Platte nicht mehr als ein kurzes, süßes Vergnügen ist. Wozu der alte Prince noch fähig wäre, zeigt er auf „Chelsea Rodgers“, einem Big-Band-Disco-Stück mit wahnsinnig tollem Bläser-Riff und Jazz-Rangelei, und auf „Lion Of Judah“, ähnlich simpel wie der Rest, aber mit einem surrealen, außerweltlichen Twist. Obwohl auch hier die Gitarre so auf „Purple Rain“ hingemischt ist, dass man am liebsten mit dem „Raspberry Beret“ auf dem Kopf und „Cream“ auf der Zunge in der „Little Red Corvette“ auf der „Alphabet St.“... albern, oder? Aber so läuft's doch. (SONYBMG)

JOACHIM HENTSCHEL

★★★★

**Elvis Perkins**

**Ash Wednesday**

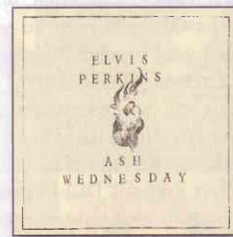
Ein Neo-Folk-Album von immenser Intimität, feierlich trauernd

Man hat zunächst mal Respekt vor Elvis Perkins und seiner Geschichte: Der Songwriter aus New York und Los Angeles hat Schauspieler Anthony Perkins zum Vater, der 1992 an Aids starb; die Mutter kam im Flight 11 ums Leben, der am 11. September 2001 in den Nordturm des World Trade Center gesteuert wurde.

Die Platte, so erfährt man, besteht ungefähr zu gleichen Teilen aus Liedern, die vor und nach dem Terrorakt geschrieben wurden – der Titeltrack markiert hörbar die Trennlinie, und die Veränderung des Repertoires ist überdeutlich. Doch mehr kann und will man nicht hineinlesen in die textlich recht frei assoziierte und freilich sehr persönliche Trauerbewältigung, obwohl das Wissen das Hören natürlich verändert.

Jedenfalls hat Elvis Perkins eine Neo-Folk-Platte von immenser Intimität gemacht, die viele Schemata überspringt und darüberhinaus durch einen enorm warmen, direkt analogen

Klang beeindruckt. Manches hier klingt wie eine entschleunigte Version der Songs von Zappelphilipp Fionn Regan, wobei Perkins reifer scheint und unter seinen Liedern etwas Tiefes erkennbar werden lässt, etwas Raumgreifendes, feierlich Trauerndes. Manche reden von Van Morrison, Höhe „Astral Weeks“ – wie als Beleg ist dessen Trommler Gary Mallaber als Gast dabei. Doch Perkins ist trotz des klassizistischen Grundtons kein folkloristischer Romantiker und eine Spur zu verquer für allzu simple Sentenzen – die spannenden Momente entstehen eben nicht durch Repetition und Zitat, sondern durch die Eigenheit Perkins', der immer ein bisschen mysteriös bleibt.



Gegen Ende zerläuft die Platte im Mondlicht, etwa bei „Sleep Sandwich“, bei dem dem traditionellen Arrangement eine singende Säge, Orchesterbläser, Streicher und eine Jazztrompete beigemischt werden. Perkins singt in einem stream of consciousness, ergreifend. Dann der Schlussakt, das stille, zu Piano und Harmonium vorgetragene „Good Friday“ (Karfreitag), der die Überhand über den Aschermittwoch haben wird, da ist Perkins sich sicher, irgendwie. (XL/BEGGARS) JÖRN SCHLÜTER

★★★★

**Josh Rouse**

**Country Mouse, City House**

Wunderbar melodiebeschwingte, Soul-inspirierte Songwriter-Musik

Eine Sommer-Platte“ hätte man das früher genannt. Und der luftige Country-Twang von „Sweetie“, der in ein ausgelassenenes „La-la-lala-la“ mündet, erinnert auch so schön an jene Tage um 1977, als Smokie ihre Erfolge feierten. Und Billy Joel, Steely Dan, Jackson Browne, das Electric Light Orchestra. Nun hat Josh Rouse ja vor ein paar Jahren schon eine famose Platte gemacht, die „1972“ hieß und ungefähr so klang. Sein letztes Album, „Subtítulo“, war sein spanisches Album. Auf einem Foto zu „Country Mouse, City House“ sieht man ihn noch ein marodes Haus sanieren, das vermutlich in Spanien steht, wenn auch nicht

in der Stadt. Doch der ist, wie man hört, schon in New York.

Rastlos hat Rouse in den Jahren seit „Dressed Up in Braska“ seine Musik aufgemmen. Anders als bei man frühvollendeten Songs war bei ihm viel Raum für die Entwicklung, so unspezifisch sein Anfang – und andere le Songschreiber entwickeln sich tatsächlich. Ökonomen formuliert, war für jeden dabei. Kunstkritisch betrachtet ist Rouse ein Eklektiker, sondernden Gnaden, der sich nur verschiedene Genres nahm, sondern gleich komplette Epochen. Oder wenigstens kapseln. „Country Mouse, City House“ hat er im Stil des Soul, des Easy Listening, des Hammond-Jazz-Groove, des ziger aufgenommen, mehr schön arrangierten und sehr deutlich phrasische Stimme, mit Flöten und lernenden akustischen Gitarren und sogar Farfisa-Orgel, mal Smokey Robinson, mal ein weniger verhangen liott Smith. Ein Trauerker er nie, doch diese Lieder durchströmt von Liebe, und faire und Humor. Und schnippender Nonchalance



Wie soll man solche Tätigkeit des Seins beikommen. Zitieren liegt hier beim genuinen Tonfall. Eine mit dem Titel „God, Please Me Go Back“ möchte der sent stets gleich noch ein ren. Toll, wie Rouse „He was a son of a bitch“ einst womöglich ist „Country se“ gar keine so lustige, schwerelose Platte! Oft um Zurückholen und kehren. Rouse singt in Dry Ice“. „Sissy had told you moved to Rome/ Those Italians with exp clothes/ I need you back I miss my Rolling Stone“ Großadresse zum Jubiläum. „Country Mouse, City se“ ist eine zauberische Zehenspitzen tanzender unwahrscheinlicher altermodischen, melodisch beschwingten, unvergesslichen Songwriter-Musik. (BEGGARS/NETTWERK)

ARNE WILLI